

Kultur & Gesellschaft

«Alle müssen aus ihrer Bubble raus»

Kijan Espahangizi über Einwanderung Der Historiker von der Universität Zürich sagt, wir hätten einen «Migrationskomplex» mit einer problematischen Eigendynamik entwickelt. Er plädiert für einen realistisch-pragmatischen Ansatz.

Nora Zukker

Herr Espahangizi, sind Sie besorgt um die Schweiz? Bei den Wahlen im Oktober konnte die SVP grosse Erfolge verzeichnen, und es hiess, nun sei auch in der Schweiz ein Rechtsrutsch passiert.

Wir haben gesehen, dass das Thema Migration wieder einmal seine Aufgabe erfüllt hat, nämlich politisch zu polarisieren und Lager zu mobilisieren: Entweder du bist für Einwanderung oder dagegen, dazwischen gibt es wenig. Ein Muster, das nicht nur in der Schweiz zu beobachten ist. In den letzten Jahrzehnten ist das Thema Migration immer mehr vom Rand ins Zentrum der öffentlichen Debatten gerückt.

An einer Stelle in Ihrem Buch «Der Migration-Integration-Komplex» sagen Sie, das Streiten über Migration sei zu einer pathologischen Ausgleichshandlung geworden. Was meinen Sie damit?

Das Streiten über Migration ist in den letzten Jahrzehnten zu einem Mechanismus geworden, mit dem wir unbewusst die Auswirkungen der Globalisierung verarbeiten. Es scheint einfacher, über Ausländer zu reden, als sich den komplexen und weniger anschaulichen Herausforderungen unserer Zeit zu stellen. Dieses geistige Outsourcing der Realität geht aber an den eigentlichen Fragen vorbei: Wer sind wir? Wohin wollen wir als Gesellschaft? Was ist unsere Rolle in einer Welt im Wandel?

Wer ist die Schweiz, und was ist ihre Rolle in einer Welt des Wandels?

Das ist es, worüber wir ehrlich und offen sprechen müssten, aufbauend auf den Werten in der Präambel der Bundesverfassung.

Was sind die Treiber für diese Entwicklung, auch die Medien?

Der Medienwandel spielt sicher eine wichtige Rolle für die Dauerproblembewirtschaftung der Migration. Aufmerksamkeit und Umsatz generiert man mit Emotionen. Ich würde aber sagen, dass unsere Gesellschaft als Ganzes seit der Jahrtausendwende einen «Migrationskomplex» entwickelt hat, mit einer höchst problematischen Eigendynamik: In der Migrationsdebatte werden immer mehr Einzelthemen miteinander verknüpft – von Quartierarbeit bis Geopolitik, von Geschlechterfragen bis zur Ökologie. Das Ganze ist inhaltlich und emotional längst so überfrachtet, dass Problemlösungen kaum mehr möglich sind.

Sie zeigen in Ihrem Buch, dass das ein eher junges Phänomen ist.

Richtig, man kann es sich heute kaum vorstellen, aber noch vor wenigen Jahrzehnten waren nicht einmal die Begriffe Migration und Integration geläufig. Wenn Sie Ende der 1970er-Jahre jemanden auf der Strasse gefragt hätten, was «Migration» heisst, dann hätte die Person, wenn überhaupt, an Vogelkunde gedacht. In meinem Buch gehe ich daher der Frage nach, wie zwei technische Fachbegriffe aus den Sozialwis-



Schweizer Historiker mit deutsch-iranischem Hintergrund: Kijan Espahangizi (45). Foto: Jonathan Labusch

senschaften seitdem so sehr an Bedeutung gewinnen konnten, dass eine Welt ohne sie kaum mehr denkbar ist.

Das heisst, Anfang der 2000er-Jahre waren Migration und Integration hoffnungsvolle Begriffe und wurden dann zu Reizwörtern?

Tatsächlich gab es nach dem Zusammenbruch des Ostblocks ein Zeitfenster, in dem neue politische Ansätze aufkamen: Staatliche Integrationsförderung – eine zivilgesellschaftliche Forderung seit den 1960er-Jahren – wurde erstmals gesetzlich verankert. Die Doppelbürgerschaft wurde eingeführt. Eine Expertenkommission des Bundesrates schlug sogar ein

Einwanderungsgesetz vor. Aber der Vorschlag verschwand mutlos in der Schublade.

Was sollte dieses Gesetz regeln? Die Idee war, auch für Menschen aus nicht europäischen Ländern einen geregelten Weg der Einwanderung einzuführen, mit einem Punktesystem, basierend auf transparenten Kriterien, ähnlich wie in Kanada.

Die Schweiz war lange selbst ein Auswanderungsland und bettelarm, bevor der Aufschwung durch den Finanzplatz und das Sozialsystem kam. Das vergisst man immer wieder. Wie wichtig ist das aber für die Geschichte des Landes?

Ein- und Auswanderung sind zentrale Faktoren in der Geschichte der Schweiz, das ist gut erforscht. Die 1960er-Jahre waren allerdings ein Wendepunkt: Im Zuge des Wirtschaftsbooms der Nachkriegszeit wurden Hunderttausende Arbeitskräfte ins Land geholt, um die Produktion zu sichern. Anders als geplant wurde aus der «Gastarbeit» Einwanderung – auch weil die Wirtschaft dauerhaft Ausländer brauchte, bis heute. Unser heutiger Wohlstand baut auch darauf auf. Es ist zudem die Zeit, in der wir begonnen haben, darüber zu streiten, ob die Schweiz ein Einwanderungsland ist und wie diese Einwanderung zu gestalten sei. In dieser Debatte stecken wir bis heute.

Wie hat sich die Schweiz durch die Einwanderung verändert?

Sehr tiefgreifend. Erst durch die Gastarbeit, dann im Zuge der neuen Asylumigration seit den 1980er-Jahren und später mit der Personenfreizügigkeit. Die Tatsache, dass heute über ein Drittel der Bevölkerung einen Migrationshintergrund hat, ist hierfür nur ein sehr oberflächlicher Hinweis. Wen wir lieben, was wir träumen oder konsumieren und wie wir unsere Freizeit gestalten und was für Sprachen wir sprechen, all das und mehr hat sich auch aufgrund von Einwanderung gewandelt.

Wie wir träumen?

Was meinen Sie damit?

Wenn wir an die Folgen von Migration denken, haben wir schnell bestimmte Medienbilder vor Augen, übersehen aber den langsamen Wandel unseres Alltags. Wer in den 1960er-Jahren Olivenöl benutzte oder auf städtischen Wiesen Picknick machte, galt als fremd. Von Ehen mit Ausländern ganz zu schweigen. Heute lachen wir über so etwas.

«Ein Viertel der Bevölkerung der Schweiz hat kein hiesiges Bürgerrecht, Tendenz steigend.»

Das klingt durchaus positiv.

Aber was ist mit dem

Migrationskomplex, den wir über die Zeit entwickelt haben?

In den heiss laufenden öffentlichen Debatten übersehen wir häufig, dass die reale Integration und Pluralisierung im Alltag über zwei, drei Generationen recht pragmatisch verlaufen ist. Man sollte tatsächliche Probleme und Konflikte nicht ausblenden, aber das Gesicht der Schweiz hat sich verändert, ohne dass das Land deswegen untergegangen ist. Parallel dazu führen wir aber den Streit über Migration erstaunlicherweise immer vehementer. Das vergiftet das gesellschaftliche Klima und spaltet. Gerade die Wahl von Donald Trump und der Brexit haben uns vor Augen geführt, dass der moralisierte Streit über Migrationsfragen auch zu gefährlichen Sollbruchstellen führen kann. Freiheitlich-demokratische Gesellschaften können kaputtgehen.

Was spielen hier die Schweizer Einbürgerungsgesetze für eine Rolle?

Sie sind sehr restriktiv. Ausserdem hat ein Viertel der Wohnbevölkerung der Schweiz heute kein hiesiges Bürgerrecht, Tendenz steigend. Wir tun so, als sei das nur ein Einwanderungsproblem. Dabei geht es vor allem um

Mitmenschen, die in vielen Fällen in der zweiten und der dritten Generation in der Schweiz leben. Die hohe Zahl folgt eben nicht einfach aus der hohen Einwanderung, sondern weil wir so tun, als sei das Bürgerrecht die letzte Bastion gegen Überfremdung.

Es möchten sich aber nicht alle Leute einbürgern lassen, oder?

Ja, aber wir sollten besser nachfragen, warum. Direkte Demokratien sind darauf angewiesen, dass Menschen partizipieren. Wem die Zukunft der Schweiz am Herzen liegt, sollte diese Entwicklung grosse Sorgen bereiten. Aber unser Migrationskomplex blockiert eben auch hier den gesunden Menschenverstand.

Wie finden wir da wieder raus?

Es bräuchte einen realistisch-pragmatischen Ansatz, um unseren historisch gewachsenen Migrationskomplex zu überwinden. Wir müssen mit dem arbeiten, was ist. Migration und Pluralisierung sind weder per se gut noch schlecht, weder nur Bereicherung noch Bedrohung. Es handelt sich um soziale Tatsachen, von denen wir ausgehen müssen, auch wenn man es gern anders gehabt hätte.

Zum Beispiel?

Es würde helfen, festzustellen, dass sich die Zeit nicht zurück- und Migrationsströme nicht einfach abdrehen lassen. Das heisst aber auch: Alle müssen über ihren Schatten springen und aus ihren Identitätsbubbles rauskommen. Beispiel Asyl: Die einen müssten anerkennen, dass die Umleitung globaler Einwanderung über das Nadelöhr des Asylwegs eine historische Sackgasse ist und Begrenzung nicht per se rassistisch. Die anderen, dass es alternative legale Einwanderungswege für Menschen aus Drittstaaten braucht.

Glauben Sie daran, dass dies gelingen könnte?

Es stehen uns ja grössere Migrationsbewegungen bevor. Wenn man eines aus der Migrationsgeschichte lernen kann, dann, dass es oft ganz anders gekommen ist als gedacht. Als Vater von zwei Kindern will ich daran glauben, dass wir dazulernen können.

Ein persönliches Buch

Kijan Espahangizi verfolgt in «Der Migration-Integration-Komplex» (Konstanz University Press, 492 S., ca. 50 Fr.) die Frage, wie wir mit Einwanderung umgehen könnten, und erzählt von Integrationsdebatten am Beispiel der Schweiz. Espahangizi bezeichnet sich selbst als akademischen Gastarbeiter, der zum tatsächlichen Einwanderer wurde. Die familiäre Migrationsgeschichte stellt er der wissenschaftlichen Forschung gegenüber und arbeitet auch mit Bildmaterial aus dem eigenen Familienarchiv. Ganz abgesehen von der thematischen Dringlichkeit, überzeugt der Autor durch sein didaktisches Geschick. Er leistet einen erhellenden Beitrag zur hitzigen Streitkultur unserer Gegenwart. (zuk)